



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Niese, Charlotte: Die Hexe von Mayen : Roman : (dreizehnte Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Es mag in diesen schönen Worten die Lösung ausgesprochen sein, warum das Volk der Gegenwart im Grunde genommen dem geltenden Recht fremd gegenübersteht. Unser modernes Gesetz ist ihm vielfach ein Buch mit sieben Siegeln. In seiner Kompliziertheit, verursacht durch die äußerst verwickelt gewordenen Verkehrsverhältnisse, ist es ihm schwer begreifbar. Das Volk ist nicht mehr verwachsen mit seinem Recht, als einem heiligen, von den Urvätern überkommenen Stammgut. Die vorgeschrittene Kultur hat hier, wie auf so vielen anderen Gebieten, einen ehernen Niegel vorgeschoben. Nüchtern schaut die kahle Welt darein. Kein in tausend Formen üppig wuchernder Wald, nur wohlgesetzte, wohlburchdachte lange Paragraphenreihen! Wer aber noch Freude hat am Volkstümlichen, wird voll auf seine Rechnung kommen, wenn er im alten Recht des Volkes schürft, und ein Verweilen bei seiner Rechtsymbolik nicht scheut.



Die Heze von Mayen

Roman

Von Charlotte Niese

(Dreizehnte Fortsetzung)

Einige Tage später hielt ein großer Reisewagen vor dem Hof der Frau von Brewer, und diese stand davor und hielt Heilwigs Hand fest in der ihren.

„Es ist mir hart, daß Ihr reisen müßt, Jungfrau!“ sagte sie herzlich. „Ich bin zufrieden gewesen, Euch in meinem Hause zu haben, und ich werde oft an Euch denken und für Euch beten. Aber es ist besser, daß auch Ihr wieder in Eure eigene Heimat kommt, für vieles besser,“ setzte sie hinzu, als hätte sie eine Antwort gehört. „Es ist manches hart hier im Land, besser, daß Ihr es nicht kennen lernt. Mein Junker ist zornig, daß Ihr reist, er meint, Ihr hättet bei uns bleiben und seine Hausfrau werden sollen. Aber er muß eine katholische haben, und wird es später einsehen, daß dies besser ist. Die jungen Leute denken nicht an alles Leid, das kommen kann, da müssen die Alten manchmal ein vernünftig Wörtlein reden!“

Dies war die einzige Anspielung, die Frau von Brewer machte und die Heilwig zeigte, daß auch sie unterrichtet war von der großen Liebe, die in zwei Herzen erblüht war und die in der Blüte sterben mußte.

Heilwig antwortete kein Wort darauf. Ihre Augen schwammen in Tränen, und sie küßte die Hand der gütigen Frau, aber dann versuchte sie zu lächeln

und dem Junker Franz Xaver einen Gruß zuzuwinken, der an der Thür lehnte und ein wehleidiges Gesicht machte. Neben ihm stand der rote Kater und hinter ihm Kätha, die von Frau von Brewer aufgenommen war, weil die in Mayen sie herausgejagt hatten. Ihr Vater war an seiner Wunde gestorben, und die Weiber von Mayen warfen ihr vor, daß sie Freundschaft mit einer Heze gehabt hätte. Da war es besser, eine Weile zu verschwinden, und wenn es nicht anders ging, noch weiter zu wandern. Käthas Herz hing nicht an Mayen, nachdem sie Heilwig wiedergesehen hatte, merkte sie, daß sie sie liebte, und wäre gern mit ihr gegangen. Das aber wollte Heilwig nicht.

„Es ist besser, jeder bleibe, wohin er gehört!“ hatte sie mit einem ganz besonderen Gesicht gesagt, und Kätha mußte mit diesem Abschlag zufrieden sein.

Nach dem Abschied saß sie im Keller und weinte. Eines Tages würde sie aber wieder lachen und Heilwig vergessen, wie so vieles andere.

Der Wagen kroch den Berg nach Laach hinauf. Schwer war er, die großen Pferde davor schnoben und der Kutscher ließ sie gemächlich gehen. Er unterhielt sich mit den drei Reitern, die ihn begleiteten. Drei Holsteiner waren es, die den Staatsrat durch das Land bis nach Hannover begleiten und vielleicht noch weiter mit ihm reiten sollten. Denn das Land war unruhig, und wenn es auch keine Franzosen hier mehr gab, so doch allerhand friedlose Gesellen, die weder Haus noch Herd hatten und ihr Leben mit Wegelagern fristeten.

Drei stämmige Gesellen waren es, und der eine von ihnen der Knecht des Herzogs, Peter, mit dem Heilwig schon einmal Bekanntschaft machte. Er ritt jetzt am Schlage und lachte zu ihr herein.

„Die Jungfrau soll man nicht hange sein, wenn wir mitreiten! Wir kriegen sie und den Herrn Vater schon durch!“

Bergnügt zeigte er auf seine schwere Muskete, die bei ihm im Steigbügel steckte, aber Heilwig wandte den Kopf. Sie konnte noch keine frohen Gesichter sehen.

Jetzt lag die Abtei vor ihr. Im hellen Sonnenschein, am blauen See, umgeben von hohen Buchen, von blauen Bergen, deren Kuppen ein leichter Nebel umschleierte.

Der Wagen hielt vor dem Kloster, der Abt stand vor der Pforte und begrüßte Heilwig. Auch er sprach gute Worte, und dann kam Bruder Basilio und brachte einen großen Korb.

„Es sind allerlei gute Sachen darin!“ flüsterte er. „Die Jungfrau soll nicht hungern auf der Reise, trotz der schlechten Zeiten!“

Dabei seufzte er und sah zu dem Fähnlein Braunschweiger, die noch immer vor Laach kampierten und erst in einigen Tagen abziehen wollten. Zwar hatten sie das Kloster gut beschützt, aber dafür waren sie auch sehr hungrig gewesen. Der Bruder Küchen- und der Kellermeister hatten arbeiten müssen wie die Pferde und der Goldschatz des Klosters war um manches Stück ärmer geworden. Aber

es war natürlich doch besser, als wenn der Feind gekommen wäre. Gott und die heilige Jungfrau wollten einen in Gnaden bewahren!

Während der Bruder so sprach, schlug er ein Kreuz nach dem anderen und sah Heilwig dabei so freundlich an, daß sie ihm die Hand geben und einige Dankesworte sagen mußte. Leise streichelte er ihre schlanken Finger mit seinen verarbeiteten.

„Das Fräulein hat es wohl nit gut gehabt in Mayen,“ sagte er halb entschuldigend. „Habs eh nit gewußt, einer von den Reitern hat es mir erzählt. Ja, ja, die Leut sind manchmal nit freundlich und bilden sich was ein. Da ist es nur gut, das Fräulein kehrt wieder heim. Soll arger Nebel in ihrem Land sein und der Glaube ist nit der Rechte. Aber Gott und die heilige Jungfrau wird sie sicherlich in ihren Schuß nehmen!“

Jetzt stieg der Staatsrat zu seiner Tochter ein. Trotz des Sommerwetters war er in einen Pelzmantel gewickelt und trug einen Stoß von Papieren in der Hand, während ihm etliche dicke Ledertaschen nachgereicht wurden. Denn wohl jeden Tag war ein Bote von irgendeinem Lande gekommen und viel Schreibwerk kostete den Diplomaten der Krieg. Darum ging er keinen Tag früher zu Ende. Aber das Geschreibe mußte nun einmal sein und Herr von Sehestedt häufte seine Akten in einen Wagenkasten und vergaß darüber fast, dem Abt und den Mönchen Lebewohl zu sagen. Er tats aber doch und sprach einige höfliche Worte von Wiedersehen und was man dann sagt. Bedächtig zogen die Pferde an, die Kutsche schaukelte hin und her und langsam entschwand der See, das Kloster den Blicken. Es blieb nur der Wald mit seinen herrlichen Buchen, deren Kronen sich wölbten wie im Dome. Der Staatsrat betrachtete sie wohlgefällig.

„Sie sind wie die holsteiner Buchen, so groß und schlank! Wahrlich, ein schönes Land, und die Menschen sind gut, trotz ihres andern Glaubens, aber sie werden doch viel Leid erfahren müssen. Die Braunschweiger mit ihren Herzögen, Hans Adolf und der Lothringer, sie schaffens nicht auf lange, der Franzos ist mächtiger als sie und er wird wiederkommen, wenn sie ihn auch jetzt verjagen.“

Heilwig antwortete nicht, sondern zog einen dicken Schleier vor das Gesicht, obwohl es Juli geworden und sehr warm war. Und auch ihr Vater lehnte sich zurück und versank in Sinnen. Es war ihm recht, wie es gekommen war; ungerne hätte er seine Einwilligung zu der Verbindung seiner Tochter mit einem katholischen Junker gegeben, nun freute er sich, daß er nicht den harten Vater spielen mußte, daß sich die Knoten fast von selbst lösten, die junge törichte Herzen geschlagen. Und es war auch nur ein kleiner Knoten gewesen. Weiter rollte der Wagen. Aus dem Bergland der Eifel in die Ebene des Rheins. Lang zog sich die Landstraße an den Ufern des Stromes dahin. Staubig und leer. Denn Handel und Wandel lagen unter dem Kriegselend danieder, und wenn Menschen hier und da

umherwankten, dann waren es Bettler, die um ein Almosen baten. Einer von ihnen, ein langer Mann, versuchte sich hinten an den Wagen zu hängen, um ein Ende mitzufahren. Aber Peter, der Holsteiner, sah ihn und stieß ihn mit seinem Gewehrkolben hinunter, daß er wieder in den Staub fiel und regungslos liegen blieb.

Weder Vater noch Tochter hatten den Zwischenfall bemerkt. Der Staatsrat dachte an das Spiel der Politik, an die endlosen Schreiben, die er verfaßt und noch zu verfassen hatte, und Heilwig wollte nicht denken.

Jostas Sehestedt hatte ihr nicht den Bescheid der Frau von Kolben und die Antwort des Junkers gebracht: das Schreiben wurde ihm sauer, aber es war Sebastian von Wiltberg selbst gewesen, der ihr geschrieben, daß er seinen Glauben, seine Heimat niemals verlassen könnte; daß er sie aber anflehte, es für ihn zu tun, und wenn sie ihren Glauben behalten wollte, würde er nicht dagegen sein. Sie sollte es auch nie bereuen. Seine Worte klangen matt und ängstlich; von Liebe war kein Wort darin gewesen.

Lange saß Heilwig und sah auf die feinen verschnörkelten Schriftzüge, auf den langen Namen Sebastian von Wiltberg. Dann faltete sie das Brieflein vorsichtig zusammen, legte es in ein kleines Kästchen und schrieb auf ein Blatt Papier nur ein Wort, und das war das Wörtlein: Nein. Der Junker Franz Xaver besorgte es ihr nach Mayen.

Und nun fuhr sie heimwärts.

* * *

Im Juli dieses Jahres traf den französischen General Turenne bei Sasbach eine deutsche Strüßkugel, daß er umfiel und sterben mußte. Und im August bestiegen die Braunschweiger bei Konz an der Mosel den Marschall Creguy und verjagten die Franzosen aus Trier. Das war frohe Zeit für Süddeutschland und den Rhein. Der Kurfürst von Trier zog wieder ein in seine zerstörte und verwüstete Residenz, und die Welfenherzöge ernteten Lob und Ehre. Vor allen bei ihren getreuen Untertanen in Braunschweig und Lüneburg, die wieder nach ihren Herren verlangten und sie auch bald begrüßen durften. Auch der Herzog Hans Adolf zog wieder ein in seine kleine, aber sehr getreue Residenzstadt am Plöner See. In der Kirche ward ein Te Deum gesungen, die Bürger standen vor den Häusern, und seine durchlauchtige Gemahlin, eine Welfin aus dem Hause Braunschweig, erwartete ihn im Schloß. Sie war eine ernsthafte Frau, die gut regieren konnte, so daß das Land nicht die Abwesenheit des Herrn bemerkte, aber nun sahen alle, die um sie versammelt waren, wie selig sie war, ihren Herrn wieder daheim zu wissen und ihm die Regierung zu übergeben. Und schon am ersten Tage seiner Heimkehr mußten seine fürstliche Gnaden bestimmen, ob dem Bürger Hofahl gestattet werden sollte, einen neuen Schweinestall hart an der Straße zu erbauen, und ob es geraten war, daß Bürger

Mayen seinen Düngerhaufen bis nahe an die Fahrstraße reichen ließ. Gerade, wie unten in der Wachtstube berichtet wurde, wie der Herzog eigenhändig den französischen General gefangen genommen und immer in den ersten Reihen gekämpft habe.

„Jofias, Ihr könntet diese Dinge besorgen!“ sagte Hans Adolf zu dem Junker, der soeben in sein Gemach trat. Der Herzog hatte vor seinem Schreibtisch gesessen, eine Anzahl von Schriftstücken durchgesehen und dazu ungnädig vor sich hingebrommt. Die kleinen Dinge des Lebens paßten schlecht für den hohen Herrn mit seiner großen Gestalt, den blitzenden Augen und der stolzen Haltung.

„Heiliger Sebastian! Das kann ich nicht mehr!“ rief er, sprang auf und warf die Papiere auf den Estrich. „Wohin sie mit ihrem Mist, mit ihren Schweinen wollen, was geht es mich an? Ihre Liebden, meine Gemahlin, mag weiter regieren!“

Jofias sammelte bedächtig die Papiere wieder zusammen. Er hatte eine große, schlecht geheilte Narbe im Gesicht, und an der linken Hand fehlte ihm ein Finger.

„Man kann nicht immer einen französischen Marschall fangen!“ meinte er, und Hans Adolf stellte sich ans Fenster und sah über den weiten See. Es war Herbst geworden, die Wälder schimmerten rot und gelber milder Sonnenschein lag über dem Wasser und über den roten Dächern der kleinen Stadt.

„Heiliger Sebastian! Das sagte er doch?“ sagte der Herzog und der Junker nickte.

„Das sagte er, Guer Gnaden, hielt dabei ein kleines Kreuz in der Hand und schien sehr zufrieden.“

Es war einen Augenblick still im Gemach, dann setzte sich der Herzog von neuem.

„Ein tapferer kleiner Junker! Gottes Tod, ich hätte nicht gedacht, daß er so um sich beißen könnte! So ein Zarter mit weißen Händen. Domherr hatte er werden wollen und nun schlug er dem Franzen, der auf Euch anlegte, die Muskete aus der Hand.“

„Dafür kriegte er eine Kugel, wenn auch eine andere.“ Jofias Gesicht hatte sich gerötet, aber er sprach ruhig.

„Friede seiner Asche!“ Der Herzog faltete die Hände. „Als er sich bei mir meldete und kämpfen wollte, glaubte ich nicht an ihn. Aber ich nahm ihn, wie wir alle rheinischen Junker nahmen. Sie mußten doch kämpfen für ihr Land. Aber der kleine Junker hat sich brav gehalten, bis an sein selig Ende. ‚Heiliger Sebastian!‘ hat er gesagt. Ist das nicht der mit den vielen Schwertern im Leib? Soviel hat dieser Sebastian nicht gehabt, dem Herrn sei Dank, er ist sehr bald gestorben.“

„Ihr waret zugegen, gnädiger Herr?“

„Bis zu seinem Ende konnte ich nicht bleiben, aber erkennen konnte er mich nicht mehr.“

„Ich hätte ihm gern ein ehrlich Grab gegeben, aber als ich Zeit fand zurückzugehen, waren die Toten schon von den frommen Brüdern aus Trier weggetragen. Nur der Hund lag tot an der Stelle, wo sein Herr gewesen war!“

„Ich weiß,“ der Herzog stützte den Kopf in die Hand und blickte in die Ferne. „Das war ein schöner Tag, Jostias! Meiner Seel, die Franzen haben es gemerkt und vor der Hand kommen sie nicht wieder. Aber wenn sie Atem geschöpft haben und der Ludwig sich einmal wieder langweilt, dann wird es wieder weitergehen!“

„Und Eure Gnaden werden wieder helfen!“

Der Herzog sah auf die Papiere vor ihm.

„Ich darf nicht mehr, Jostias. Ich habe mein Land, mein Weib, und ich kriege wohl auch noch Kinder. Des Kaisers Majestät ist kein angenehmer Kriegsherr, und den Lothringer haben sie glücklich tot geärgert. Nun, er ging mit dem Sieg bei der Konzer Brücke aus der Welt, aber ich möchte nicht noch einmal unter den kaiserlichen Feldherren stehen. Es gibt eine Gnadenkette und auch wohl ein Gnadengeschenk, sonst aber hat man nur Freude im Kampf, im Feld! Und nun wird vielleicht mal wieder Friede!“

Es klopfte leise an die Tür und Jostias ging hin, um nachzusehen. Mit einem Schreiben kam er zurück, das der Herzog rasch erbrach.

„Der Staatsrat von Sehestedt bittet um eine Audienz!“ sagte er halb lachend.

„Seine Gelehrsamkeit sind sehr feierlich geworden. Vor etlichen Monden noch wandelten wir mitsammen im Walde zu Laach und sprachen über die bösen Zeitläufte. Aber ich will ihn morgen empfangen und da er schon hier in der Stadt ist, könnt Ihr es ihm melden! Ihr sollt doch die schöne Heilwig zum Gemahl haben, nicht wahr?“

„Ich weiß nicht!“ Der Junker war blaß geworden und der Herzog warf ihm einen raschen Blick zu, sagte aber nichts mehr, sondern beugte sich über die Papiere, schalt halb im Ernst, halb im Scherz und machte endlich ein Zeichen, daß er allein zu sein wünschte.

Jostias ging über den langen Korridor, die Treppen hinunter, stand einen Augenblick vor dem Schloß und sah über den See, um dann hinunter in die Stadt zu wandern. Auch hier waren die Gassen eng, wie am Rhein, aber die Dächer waren rot und spitz und kein Weihrauch dämmerte durch die Straßen. Ganz am Ende des Ortes lag die Herberge, in die der Staatsrat von Sehestedt eingeritten war. Sie trug einen springenden Hirsch im Schilde und der dicke Wirt hantierte eifrig am Herd, auf dem helles Feuer brannte. Ein Spieß hing darüber, an dem ein Rehziemer hing; er schwenkte ihn eifrig und begoß ihn mit warmer Butter. Um das Feuer saßen einige Reiter in den dänischen

Farben und den Danebrog auf der Brust. Sie erhoben sich, als der Junker auf die Diele trat, und einer von ihnen grüßte höflich und doch mit bekanntem Lächeln. Jostias betrachtete ihn flüchtig.

„Bist du nicht der Holsteiner Peter? Und du hast dem Messelblatt Lebewohl gesagt?“

„Der Danebrog ist auch nicht übel, Herr, aber man kann ihn immer einmal wieder umtauschen.“

Der Junker antwortete nicht und trat in das Herrenstübchen, das am Ende der Diele eingebaut war. Es war aus dunklen Brettern zusammengesetzt und auf dem Tisch brannte schon eine Kerze, bei deren Schein der Staatsrat in einem großen Papiere las. Er stand auf, ging dem Junker entgegen und reichte ihm die Hand.

„Ich hoffte schon, Ihr wäret noch hier.“

„Meine Frau Mutter wartet schon zwei Tage auf mich, aber seine Gnaden wollten mich noch nicht ziehen lassen.“

„Er hat Recht getan, Better. Er bedarf kluger Männer neben sich und Ihr seid geschickter als mancher andere.“

„Ich will auf mein Gut und Weizen bauen!“ erwiderte Jostias rasch. „Die Geschäfte eines so kleinen Staates können von einem Domestiken besorgt werden!“

Beide Männer setzten sich, und der Staatsrat zog eine rote Sammettasche hervor.

„Ich soll seiner Gnaden die Ernennung zum königlich dänischen Feldmarschall und Kommandeur aller dänischen Truppen überbringen!“ sagte er feierlich.

„Seine Majestät haben mit Wohlgefallen von den tapferen Taten des Herzogs Johann Adolf erfahren und es gereicht ihm zur Freude, einen öffentlichen Beweis seiner Hochachtung zu geben!“

„Seine Gnaden werden gewiß sehr froh sein!“ erwiderte Jostias und der Staatsrat legte die Sammettasche wieder aus der Hand.

„Graf Brahe sollte diese hohe Anerkennung überbringen, aber, da ich doch Kopenhagen verließ, habe ich mich erboten, sie hier abzuliefern.“

Er räusperte sich und spielte mit der goldenen Kette, die über seinen Sammetrock fiel.

„Ich wollte Euch auch sehen, Junker!“ sagte er dann plötzlich. „Da ist der Ahlefeldt von Saxdorf und er will meine Tochter zum Weibe. Auch ein Numohr ist zu mir gekommen, aber ich habe sie Euch versprochen und ich wollte Euch erst fragen.“

Er hielt inne und sein ernstes Gesicht wurde noch strenger, als Jostias nicht gleich antwortete.

„Ich biete sie nicht aus, wie altbacken Brot!“ sagte er scharf. „Jeden Tag kann sie einen Mann haben, wenn sie Lust spürt, das aber ist es gerade,

sie hat keine Lust. Ich kann nicht über sie klagen, in Kopenhagen ist sie ruhig zu Hof gegangen und hat gelacht mit der Jugend, wie es sich gehört, ich habe auch geglaubt, alle Torheit wäre vergessen, aber einmal bin ich unversehens in ihre Kammer gekommen, da sie sich allein und unbemerkt glaubte. Und da hat sie bitterlich geweint und die Hände so arg gerungen, daß es mich erbarmte. Ich hätte ihr ja den Mann gegeben, wenn sie ihn durchaus haben wollte, denn sie ist mein einziges Kind und was sein muß, daß muß sein. Aber er wollte ja nicht, wie ich wollte, und mein Kind wäre elend geworden unter den Papisten. Wäre vielleicht selbst eine geworden, und das konnte ich nicht gestatten. Was hilfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele? Ich soll dem Allmächtigen Rechenschaft geben über mein Kind — sie darf keinem Papisten in die Hände fallen.“

„Der Junker Wilberg ist tot!“

Jostias sagte es halblaut, aber der Staatsrat verstand ihn und stieß einen Seufzer der Erleichterung aus.

„Er ist tot? Möge der Allmächtige seiner armen verblendeten Seele gnädig sein!“

„Aber ich sah ihn nicht tot!“

„Was heißt das?“ Die Stimme des Staatsrats klang scharf.

„Das heißt, daß er vielleicht doch noch lebt. Die grauen Brüder aus Trier haben die Toten weggetragen, und manchmal lebt der, der zuerst gestorben schien.“

Er hielt inne, aber der andere lächelte.

„Ihr seid ein Gespensterseher geworden, Vetter! Aber —“ wieder wurde seine Stimme kühl. „Ich will Euch meine Tochter nicht aufdrängen. Doch als Edelmann mußte ich Euch Bescheid geben!“

Jostias stand auf.

„Herr, ich nehme sie mit Freuden, und auch —“ hier suchte er nach Worten und wurde rot. „Und auch mit Liebe!“

Da reichte ihm der Staatsrat die Hand, und dann sprachen die Männer von anderen Dingen.

(Fortsetzung folgt)

